

Rachdruck verboten.

261

Der Unkenteich.

Roman von Gertrud Franke-Schiebelbein.

Richard's Gesicht wurde finster. Aber ehe er noch den Mund aufthun konnte, trompetete Vittrich: „Na, nu aber Kopf hoch, Volkmar! Sind ja nun die Geschäfte glücklich los! Kein Mensch zweifelt mehr, daß Ihr verrückter Idealismus Sie in die Tinte gebracht hat. Thut allen furchtbar leid. Aber nu — kurzen Prozeß! Strich durch! Schaffen Sie sich die Sache endgültig vom Hals und fangen Sie von vorn an! Sollen mal sehen — ein Mensch wie Sie! Herrgott!“

Noch ganz unter dem Eindruck dieses Besuchs setzte Volkmar sich hin und schrieb Professor Horstmann, daß er sich die Ehre geben werde, der gütigen Einladung —

Gütigen —?

Warum nicht? Dieber ein Wort zu viel als zu wenig. Er wollte auf einmal wieder. Er hoffte.

Heraus wollte, mußte er aus der seelenmordenden Misere!

Das ging ja nicht länger so. Er mußte ja verrückt werden. Ja, er fühlte, er war oft nicht weit davon gewesen. Nein, ohne sich zu wehren, ohne den verzweifeltsten Versuch, sich zu retten, ließ er sich nicht unterkriegen!

Saha! Ein Mensch von seiner Jugend, seiner Kraft, seinen glänzenden Fähigkeiten! Und er sollte schon abgeschlossen haben mit seinem Leben? Fertigt sein? Teufel nochmal! Das wäre!

Er trug selber den Brief zum Kasten. Dem Otto der Steigenbergen, der herausgeschossen kam und trinkgeldlüstern sich zu dem Dienst erbot, vertraute er ihn nicht an. Der Brief bedeutete seine Rückkehr zu seinesgleichen, in seine heimische Sphäre. Der mußte an seine Adresse gelangen.

Dann ging er in die Kammer zu Hans Martin, der noch im Dunkeln lag.

„Na, Jung?“ fragte er mit einer frischen, hellen Stimme. „Fast lange allein sein müssen, armer Kerl, was?“

Hans Martin war eingenickt gewesen. Noch war die Müdigkeit in seinen leisen, geduldigen Worten: „Da sind Sie, Herr Doktor? Das ist mal schön.“

Richard holte die Lampe. Als der Schein dem Knaben ins Gesicht fiel, bemerkte Richard, wie zum erstenmal, welche Veränderung in kurzer Zeit mit diesen Zügen vorgegangen war.

Das lebensprühende Auge hatte etwas greifenhaft Ruhiges und Geduldiges erhalten. Er war zufrieden, im Bett liegen zu können. Der Husten hatte sich fast ganz verloren, doch blieb noch immer ein wenig Fieber übrig.

„Aber das kriegen wir schon! Das reguliert sich!“ sagte Doktor Meinhold siegesgewiß. „Vishchen Influenza! Herrgott, wer hat denn die nicht heutzutage!“

Richard las eine Weile vor. Aber er mußte nicht, was seine Lippen mechanisch hinplapperten. Sein Blut stürmte und brauste. Seine Gedanken gingen drunter und drüber.

Wie scheinen nicht die Kollegen an einen guten Ausgang seiner Sache zu glauben?

Vielleicht wurde die Anklage niedergeschlagen, er kam mit einer Müge, einer Ordnungsstrafe, einer Versetzung davon!

Er war froh, als er nach einiger Zeit Hans Martin eingeschlummert fand. Leise entfernte er sich. Allein sein! Sich berauschen in glühenden Zukunftsbildern — er — der das Hoffen schon verlernt hatte!

Die Zeichen mehrten sich von Tag zu Tag. Die Wetterfahne öffentliche Meinung sah jetzt in ihm den Märtyrer, das Opfer einer schlauen Verführerin, die den Sempel gefangen, gerupft und im Stich gelassen hatte, als bei ihm nichts mehr zu holen war.

Seine Ehrenhaftigkeit hatte sie als Leimrute benutzt. Daran hatte er festgeessen, und in verzweifeltstem Flügelschlagen, in der Todesangst, sich zu retten, hatte er sich über und über besudelt mit ellem Schmutz.

Armer Kerl! In allen Kaffees und Abendgesellschaften der Stadt — es war mitten in der Saison, und die

Festivitäten grassierten — war Doktor Volkmar Hauptgegenstand des Gesprächs. Die Damen bewunderten gerührt seinen Edelmut und begriffen nicht, daß ein solcher Mann sich so hatte verthun können.

„Mit so einer ganz gewöhnlichen Person — und noch nicht mal Geld —!“

„Ach, sie ist ja Viehmagd in einer Försterei gewesen. Und als das Unglück geschehen war, da hat sie ihm ihre ganze Bagage auf den Hals gehegt. Er wäre seines Lebens nicht mehr sicher gewesen, wenn er sie nicht geheiratet hätte.“

„Sie ist aber doch sehr hübsch!“ sagte seufzend die schöne Frau Vittrich.

„Hübsch?“ lachte Frau Kober spöttisch auf — sie ging schon wieder in Gesellschaft, obgleich das neunte kleine kaum vier Wochen alt war. „Mein Mann hat ihr Bild gesehen. Ja — so recht das, was die Männer reizt: schwarz, üppig, herausfordernd. Nun —“ sie seufzte mitteilidig — „der arme Volkmar! Bestraft ist er genug!“

„Ja, bestraft ist er genug.“ seufzte es im Chorus, und jede der Damen nahm sich vor, ihn mit ihrer vollen Verzeihung zu beglücken.

Die Herren sprachen in einer andren Tonart von der Sache, lächelnd, nachsichtig, milde, mit einem kleinen Achselzucken, voll Verständnis. Aber auch sie waren darüber einig: verzeihen. Seine Strafe hat er weg.

Und von den oberen Kreisen begann die Mär von Lene Volkmar's Verworfenheit so sacht hinabzutropfen. Zuletzt fand sie auch den Weg hinaus in den Neul.

Eines Morgens schien geradezu der Teufel in die Steigenberg gefahren. Sie lärnte und polterte mit jedem Gerät, das sie in die Hand nahm, warf die Thüren, machte ein grimmiges Gesicht und antwortete auf jede Frage mit einem kaum verständlichen Gebrumm.

Richard fand es das klügste, die üble Laune des Weibes zu ignorieren. Er brauchte sie nun einmal. Wenigstens so lange Hans Martin krank war. Auf die Dauer aber, als es nicht besser wurde, verbat er sich freundlich, doch bestimmt dies Benehmen.

Da — die Thür schon in der Hand — fuhr sie giftig los: „In ner Wirtschaft, wo die Frau erst alles hätt verliedern lassen und dann durchgebrannt wär, wollt sie als anständige Witwe nicht länger zu thun haben!“

Damit knallte sie die Thür hinter sich zu, daß die Wände zitterten. Und laut schimpfend, polterte sie die Treppe hinab.

Richard, bebend vor Empörung, wollte ihr nach. Aber der Ekel überkam ihn. Pfui! Bergreife dich nicht an ihr! Besudle dich nicht!

Ohne es zu wollen, hörte er Bruchstücke ihres kurz und stoßweise herausgepolterten Selbstgesprächs.

„Vande! Bagasch verfluchte! Deloge und betroge hadde se mich! Geheirat hätte se schon im Herbst? Un alleweil wars Balg schon a paar Monate unterwegs, wie f' hier in de Neul tame. So a Mensche! Un wie hat se gemacht und gethan! Daß mer denke muß, mer hätt's mit ner anständigen Frau ze thu! Un is so eine, so eine! Pfui! Auskniffe is se! Durchbrennt!“

Die weiteren Ergüsse ihrer Entrüstung gingen im Hinabsteigen verloren.

Den hochendern Mann überließ ein Zittern. In seiner Brust quoll und wogte es von einem feurigen Mitleid für das geschmähte Weib.

Die Steigenberg, die nur Liebe und Güte von der Lene erfahren, die ihre Treue, ihre sorgende Aufopferung für Mann und Kind tagtäglich vor Augen gehabt hatte, die sprach so!

Konnte er's da den Fremden verdenken, wenn sie in ihr eine Verworfenne sahen? Dunkel und grauenhaft überkam ihn das Bewußtsein des furchtbaren Fluches, der von Urzeiten her auf dem Weibe liegt.

Arme Lene!

Eine Weile war's ihm, als müsse er zu ihr halten und der ganzen Welt ins Gesicht schreien: Sie ist mein Weib, mein Glück! Behaltet eure Wohlthaten, eure Gnade! Bei ihr ist mein Platz!

Wie zwei durch die Schuld ineinandergesesselte waren sie zusammen vom Wege abgekommen und geglitten, gestürzt,

weiter, immer weiter und schneller. Da riß das Seil. Sein Fuß fand einen Halt, seine krallenden Hände einen Stützpunkt. Sie aber sah er hinabstinken, so jäh, so unaufhaltbar, daß ihm der Atem stockte, das Haar zu Berge stieg.

Der Abgrund. Sie war verloren.

Aber er — sollte auch er ihr nachstürzen?

Jetzt — da es für ihn eine Möglichkeit gab wieder emporkommen, wenn auch vielleicht zerschunden, blutig, ein todwunder Mann — jetzt wär's Selbstmord gewesen!

Die Steigenberg kam am nächsten Tage mit der Entschuldigung, „ihr sei bloß einmal de Gall lebergeloffe —“ und schien der Meinung zu sein, daß damit alles wieder seine Wichtigkeit hätte.

Ihre Geldgier war stärker als ihre moralische Enttötung.

Richard — in seiner Zwangslage — ließ es sich bieten, wenn auch in ohnmächtigem Zorn. Fester als je aber stand es in ihm: fort, fort, so bald als möglich und — um jeden Preis! —

Es war Sonntag, der Festabend.

In seinem feinen, feierlichen schwarzen Anzug, den er zuletzt bei seiner Hochzeit getragen, nahm er Abschied von Hans Martin. Er war voll Erwartung, voll heimlicher Hoffnung. Seine alte Frische, das zupackende, das Leben meisternde Kraftgefühl schien ihm zurückgekehrt.

Der Jüngling sah ihn bewundernd an, mit einem Blick voll Hundetreue und Melancholie.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Eine Rettung.

Sticze von B. Canter. Aus dem Holländischen übertragen von E. Otten.

Das kleine Zimmer war ein altmodischer Raum, eine Gangesstube, wie man sie in alten Amsterdamer Wohnungen so vielfach noch findet, anderwärts Entresol genannt. Die Fenster mit den kleinen Scheiben reichten von der niederen Decke bis auf den Boden. An den rot tapezierten Wänden hingen alte Delfter Teller mit tiefblauen Blumenornamenten, ein großer Regulator mit einem ruhigen Takt und ein paar Gemälde. Ein Schreibbureau aus Nußbaum im Stil Louis XV., ein Bruntschränkchen mit einer Glashüre, dahinter silberne Rippesgegenstände, alte Tabatières, ein Paar Silhouetten in silbernen Rahmen, ein silbernes Körbchen mit Früchten aus farbigen Steinen, echt Maracassit, und außerdem eine altmodische Bauernuhr in einer Schildpatthölse vervollständigte das Mobiliar.

In dieser altmodischen kleinen Kammer wohnte ein altmodisches kleines Männchen, das selber eine lebende Antiquität war. Unten wurde das Geschäft fortgeführt, das alte Geschäft mit Teer, Pech und andern Schiffsartikeln, das der alte Mann in seiner Jugend begründet hatte. Er war nun schon seit Jahren nicht mehr darin thätig, aber es machte ihm noch immer Spaß zu sehen, wie sich die Zahl der großen Schiffe der Binnenwasserschiffer auf der Gracht, vor dem Quai, an dem das Haus lag, stets vermehrte. Sie warfen stets einen Blick hinauf und jedesmal erwiderte er ihren Gruß mit einem leichten Nicken des alten, verwitterten Kopfes. Hin und wieder, wenn er einen alten Schiffer sah, einen Mann aus seiner Zeit, schlug er leicht mit dem Kopf seiner hölzernen Tabakspfeife an die Scheiben, und wenn der Mann dann aufblickte, begrüßte er ihn mit größerer Lebhaftigkeit als die andren.

Einmal wöchentlich besuchte ich den Großvater mit seinem jüngsten Enkel, meinem Schulfreund, in seinem kleinen Zimmer. Sein wachsamcs Auge verließ uns nicht, er fürchtete stets, daß wir etwas beschädigen könnten. Nach seinen Antiquitäten fühlten wir keinerlei Verlangen; nur eine alte Reiterpistole und die alte Bauernuhr hätten wir für unser Leben gern besessen. Eines Tages fragte ich ihn, ob ich die Uhr mal in die Hand nehmen dürfe. Er öffnete behutsam die Glashüre des kleinen Schränkchens, nahm die Uhr heraus und zeigte sie mir, indem er mit mir ans Fenster trat. Wenn die Schildpatthölse geöffnet wurde, lag die Uhr darin mit ihrem konvexen Patennglas und dem schön gearbeiteten eiselierten Deckel, wie der Kern einer großen Nuß. Die Eiseliervarbeit auf dem Deckel stellte Neptun, auf einem Triton sitzend, dar.

„Hat diese Uhr Ihnen immer gehört?“

„Ich habe sie von meinem Großvater bekommen, als ich zwölf Jahre alt wurde, und damals war sie schon sehr alt.“

„Geht sie noch?“

„Nun... das glaube ich nicht. Ich habe sie in den letzten zehn Jahren nicht mehr aufgezogen.“

Er las das Verlangen in meinen Augen und sagte:

„Ich hatte sie schon einmal verschenkt, aber nach seinem Tode hat seine Witwe sie mir zurückgegeben.“

„An einen Freund?“

„Ja, an einen Freund. Den hat sie nämlich von der Trunksucht geheilt.“

„Die Uhr?“

„Nein, ganz so einfach ist die Geschichte doch nicht, ich will sie Dir erzählen. Das ist nun schon vierzig Jahre her. Er war ein Binnenwasserschiffer und hatte meistens vier bis fünf Schiffe unterwegs. Aber nachdem er der Trunksucht verfallen war, war nichts mehr mit ihm anzufangen. Er vernachlässigte sein Geschäft, mußte ein Schiff nach dem andern verkaufen und kam endlich zu mir mit der Bitte, ich möchte doch auf das einzige Schiff bieten, das er noch besaß und auf dem er selbst fuhr. Es war ein gutes Schiff, tadellos erhalten und lief ausgezeichnet. Ich wußte aber, daß das Geld, wenn ich es ihm in die Hände gäbe, ebenso wie alles andre innerhalb eines halben Jahres durchgebracht sein und daß er dann ganz verkommen würde. Seine Familie that mir furchtbar leid, seine Frau war ein Patentind meiner Mutter, und wir hatten dieselbe Schule besucht.

Da fiel mir eines Nachts plötzlich etwas ein. Ich wußte, daß er meine Uhr schon oft bewundert hatte. Wenn ich ihm nun mal ernstlich zuspräche und ihm die Uhr unter der Bedingung schenkte, daß er das Trinken ließe, vielleicht würde er dann endlich zur Einsicht kommen. Aber wer einmal der Trunksucht verfallen ist, kann nur schwer davon geheilt werden. Nach drei Tagen war unser Freund schon wieder total betrunken und fiel mit einem Eimer voll Teer gerade vor meinem Hause vom Schiff in die Gracht. Seine Knechte zogen ihn heraus... ich sah es von meinem Fenster aus, und als sie ihn kaum glücklich an Land gebracht hatten, begann er wie ein Wahnsinniger um sich zu schlagen, wollte keine trockenen Kleider anziehen, lief in die Kneipe und trank da wieder so lange, bis er hinausgeworfen wurde.

Meine Leute hatten die Uhr aus seiner Tasche genommen und, Wunder über Wunder, sie war ganz trocken geblieben und lief regelmäßig weiter. Da kam mir ein glücklicher Gedanke. Ich ging nach einem sonnigen Platz und fing dort zwei große Pflaumenfliegen, die streckte ich lebend hinter das Uhrglas und legte die Uhr darauf wieder auf mein Pult.

„Wenn der Schiffer nun kommt, um seine Uhr zu holen,“ sagte ich zu meinen Leuten, „dann ruft Ihr mich. Ich gebe ihm dann die Uhr mit den Fliegen unter dem Glas. Wenn er fragt, was die Fliegen da zu bedeuten haben, so sagt Ihr, daß Ihr keine Fliegen seht. Dann wird er zu mir kommen und mich fragen, ob ich die Fliegen sehe. Ich sage ebenfalls, daß keine Fliegen da sind. Alles andre könnt Ihr mir überlassen.“

Gesagt, gethan. Am nächsten Morgen kommt er in den Laden, und seine erste Frage gilt seiner Uhr. Die Knechte rufen mich. Ich nehme die Uhr von dem Pult und gebe sie ihm mit den Worten:

„Du hast auch mehr Glück als Verstand, sie ist trocken geblieben und läuft noch.“

Er nimmt sie in die Hand, öffnet den Deckel und wirft einen Blick auf das Zifferblatt.

„Was ist das?“ fragt er mich.

„Was?“ sage ich.

„Nun, siehst Du da nichts... unter dem Glas?“

„Gewiß... Zeiger...“

„Nein, da... Fliegen...“

„Fliegen?... Du bist wohl verrückt?“

„Was? Da sollen keine Fliegen unter dem Glas sitzen?“

„Mensch, Du hast wieder zu viel getrunken!“

„Nun, ich bin ganz nüchtern... ich habe heute noch keinen Tropfen getrunken, aber da sitzen zwei Fliegen...“ sagte er, indem er totenklaß wird und die Uhr in einer gewissen Entfernung von sich hält.

Er ruft die Knechte. Die kommen.

„Sag' mal, Ary, was sitzt hier unter dem Glas,“ fragt er.

„Was sollte da wohl sitzen... nichts...“

„Ist das wahr, Hein?“

„Aber sehen Sie mich doch nicht so komisch an, Schiffer... es ist nichts d'runter, Sie können sich d'rauf verlassen.“

„Ist das wirklich wahr?“, fragte er mich nun wieder, mir voller Angst in die Augen blickend.

„Hör' mal, Du, laß Dir mal etwas von mir sagen, Du hast das Delirium...“

„Delirium... ich?“

„Weiß Gott... wenn Du schon Fliegen siehst...“

Er öffnete den Deckel und die Fliegen, froh, aus ihrer Gefangenschaft erlöst zu sein, sausen summend durch das kleine Zimmer und zum Fenster hinaus.

„Da sind sie,“ ruft er.

Die Knechte fangen an, ihn auszulachen. Ich bleibe ganz ernst.

„Nichts ist da. Weißt Du, was Du thun solltest? Zu Bett gehen und bis morgen früh liegen bleiben... Du hast ganz sicher einen Anfall von Delirium...“

Erschreckt, zitternd und fiebernd vor Angst, ging er auf sein Schiff, stieg in die Kajüte hinunter und kroch in seine Koje. Er blieb den ganzen Tag im Bett liegen. Des Nachts delirierte er, aber am nächsten Morgen ging es ihm besser und er hat nach dem furchtbaren Schreden nie mehr ein Glas getrunken.

Ich habe es später seiner Frau erzählt, die war mir grenzenlos dankbar, denn als er nicht mehr trank, wurde er wieder ein ganz anderer Mensch und seine Geschäfte gingen so gut wie früher. Als

er vor anderthalb Jahren starb, hat seine Frau mir die Uhr zurückgebracht und ich möchte sie jetzt nicht gerne mehr missen...

Er blinnte ein paar Augenblicke aufmerksam auf das Zifferblatt, knippte die Schilbpatzhülse zu und legte die Uhr darauf behutsam wieder auf ihren Platz in dem kleinen Glaschränken. —

Kleines feuilleton.

— Die politischen Verbannten. Man schreibt der „Wiener Arbeiter-Zeitung“ aus London: Der Journalist und Reisende Hannu de Windt veröffentlicht in „Harpers Monthly Magazine“ einen kurzen Bericht über seine Reise durch Sibirien nach der Behringsstraße, in dem er auch kurz auf die Lage der politischen Verbannten zu sprechen kommt. Da Windt ein im Interesse Russlands in England und Amerika thätiger Schriftsteller ist, fällt sein ungünstiges Urteil um so schwerer ins Gewicht. Von Vertohant sagt er, daß die patriotischen Russen es „das Herz Sibiriens“, die Verbannten aber „Hölle“ nennen. Bierzig oder fünfzig lotgetränkte Holzhütten in verschiedenen Stadien des Verfalls, halb begraben im Schnee; eine Kirche von Holz, vom Alter und Wetter aus ihrer senkrechten Lage gebracht, das einstmalige goldene Kreuz gebrochen und verrostet; auf einer Seite trostlose weiße Ebene, den Horizont von einem dunklen Kammwald abgegrenzt, auf der andern Seite der gefrorene Fluß — Jana —, über den der Wind sich klagend zu erheben beginnt — das ist Vertohant, wie wir es am Morgen des 28. Februar 1902 sahen. Ich dachte, einen hoffnungsloseren, düstereren, gottverlasseneren Flecken als diesen kann es auf der Welt nicht geben. Aber ich hatte Sredni-Kolymsk noch nicht gesehen... Meine Zeit erlaubte mir nur, die Bekanntschaft einiger weniger Verbannten zu machen, die zwar Katscherofsths — des lokalen Ispravit — tolerante Behandlung anerkannten, sich aber bitterlich über die ungenügenden, von der Regierung beigegebenen Mittel zum Lebensunterhalt beklagten. Verdammung hat die Konfiskation des Vermögens des Verbannten zur Folge, wofür er vom Staat eine monatliche Unterstützung erhält. Die Unterstützung, in verschiedenen Bezirken verschieden, beträgt in Vertohant 17 Rubel, und wenn die Frau eines Verbannten ihm freiwillig folgt, 18 Rubel. Unter solchen Umständen würde das Leben selbst in einer zivilisierten Stadt schwer fallen, hier, wo alles schändlich teuer, muß in fortwährendem Kampfe um die Existenz gerungen werden. Zum Glück sind Kemptier- und Pferdefleisch in der Regel billig und im Sommer ist der Jana ziemlich ergiebig an Fischen. Aber Thee und Mehl sind für Verbannte unerwünschte Genüsse. Kostet doch der sehr minderwertige Thee 3 Rubel das Pfund. Den Verbannten bleibt nichts für Hausmiete und Kleidung. Infolgedessen ist die Mehrzahl ungenügend gekleidet... Einen noch elenderen Flecken fand de Windt in Sredni-Kolymsk am Kolymafluße. Es ist — sagt er — ein zweites Vertohant, nur sind die Hütten in einem vorgeschrittenen Stadium des Verfalls und so niedrig, daß auf ganz kurze Entfernung die Krüppelbäume um den Ort herum ihn ganz verdecken. Die Lage der Verbannten ist hier womöglich noch trauriger: „Da die von der Regierung für den Unterhalt der Verbannten gegebene Summe vollständig unzureichend ist, tritt in den meisten Fällen zu dem seelischen, durch lange Verbannung erzeugten Schmerz auch noch körperliches Leiden. Fleisch, Brot und andre unentbehrliche Dinge kosten hier genau sechsmal so viel als in Jakutsk, wo doch die Preise schon dreimal so hoch stehen wie in Europa. Und der Verbannte soll sich von 18 Rubel monatlich nähren, behausen und kleiden! Die Verbannten in Sredni-Kolymsk nicht ersparigen können, und einzelne ihrer Hütten sind so schmutzig und verfallen, daß selbst die schmutzigen Eingeborenen — Jakuten — diese Hütten aufgegeben hatten. Fleisch, Thee, Zucker sind unerwünschte Luxus! De Windt fand in Sredni 13 Verbannte, davon bloß zwei wegen eines Verbrechens verurteilt: nämlich Frau Timowa, die bei der Krönung Nikolaus II. mit Explosivstoffen in ihrem Besitz verhaftet wurde, und Herr Zimmermann, ein Terrorist, der an dem Dynamitanschlag auf die Regierungsfabrik in Lodz beteiligt gewesen war. Die übrigen waren wegen „Teilnahme an der Propaganda“, Verbreitung revolutionärer Schriften unter den Arbeitern und dergleichen verbannt. Die Mehrzahl waren gefesselte Männer in mittlerer Jahren, von gemäßigten Ansichten, die in jedem andern Lande als harmlose und friedliche Bürger klassifiziert worden wären. Die Dauer der Verbannung reicht von 8 bis 20 Jahren.“ Der Artikel bringt eine Photographie dieser Verbannten, auf der auch zwei kleine Kinder und zwei Frauen erscheinen. So fürchterlich erschien das Leben dieser Unglücklichen de Windt, daß er erklärte, er würde dem freien Aufenthalt in Sredni-Kolymsk mehrere Jahre im Gefängnis von Alatni (östlich von Jakutsk) vorziehen, obwohl die Gefangenen in Alatni gelegentlich gefesselt werden und einige Stunden täglich in den Silberminen arbeiten müssen...

Theater.

Leffing-Theater. „Der Schleier des Glücks.“ Von Georges Clemenceau. „Das Rätsel“ von Paul Hervieu. — Beide Stücke haben auf den Pariser Theatern bedeutenden Erfolg gehabt; hier brachten sie es zu keiner stärkeren Wirkung. „Der Schleier des Glücks“ von Georges Clemenceau, dem bekannten Politiker, beansprucht, so hieß es, schon darum ein besonderes Interesse, weil der Autor, einer der mächtigsten Vorläufer

in der Dreifus-Affaire, unter dem Eindruck der Affaire und im Hinblick auf sie das Drama geschaffen. Aber nirgends in der Handlung in den Charakteren und im Dialog ist etwas zu entdecken, was einer Anspielung auf die Verhältnisse jener Zeit ähnlich sähe. Wenn überhaupt eine Beziehung besteht, so kann es nur die psychologische sein, daß die resigniert-welschliche Stimmung, die in dem Stück sich ausdrückt, durch die Erfahrungen jenes so viel Lüge und Gemeinheit auswühlenden und entblühenden Kampfes in der Seele des Kämpfers erzeugt oder verstärkt worden ist, daß sie ein Nachhall ist der Enttäuschungen, die er und mit ihm so viel andre damals erlebten. Aber jene Stimmung kann auf dem Boden jeder Lebenserfahrung erwachen. Die Spuren der Entfremdung sind in der Dichtung ausgelöscht.

Die Fabel, die Clemenceau zur Einleitung seiner Gedanken erfunden, könnte als Fabel, einfach und schmutzlos erzählt, wohl von rührender Wirkung sein. Aber in dieser Dramatisierung verliert sie an Leben. Die Pointe steht man lange voraus, und die gradlinig programmatische Abwicklung ermüdet durch Breite, überall schaut die lehrhafte Absicht heraus. Der weise und gute Mandarin Tchang-F, hat vor langen Jahren das Augenlicht verloren. Aber sein Nichtsehen macht ihn glücklich und vertrauensvoll. Er weiß nicht, daß die reizende Frau, deren Lüge er seinem Gedächtnis unausslöschlich eingepägt hat, ihn mit einem andern hintergeht. Ihre Nähe, der Ton ihrer Stimme, der die treueste Hingabe heuchelt, beseligen den Blinden. Und rings glaubt er von lauter guten Menschen sich umgeben. Da öffnet eine Zauberfalle, die er von einem kühnen Barbaren erhalten, ihm die Augen. Das erste, was er erblickt, ist ein Gefangener, dem er die Strafe gemildert, und der nun, zum Dank der Wohlthat, als Dieb in das Zimmer des Mandarinen hineinschleicht. Er sieht heimlich seinen jungen Sohn, wie er im Spiel dem blinden Vater nachläßt; er entdeckt, daß die Verse, die er gedichtet und die vom Kaiser mit höchstem Lobe ausgezeichnet worden, von einem Freunde, der nach dem Ruhm des Verfassers geizte, ihm gestohlen sind, und endlich sieht er — sein junges Weib in eines andern Armen. Die Salbe, die ihm die Kraft des Sehens gab, kann sie ihm nehmen. Und so schlüchtet er entsetzt aus dem Reich des Lichtes in ewige Dunkelheit zurück. „Nur der Jertum ist das Leben und die Wahrheit ist der Tod.“ Die Blindheit hat ihn beglückt und das Beglückende soll ihm die Wahrheit sein! Was er, plötzlich erwachend, geschaut hat, will er ausreißten aus seiner Erinnerung. Es ist so schrecklich, daß es ein Trugbild sein muß, mit dem ein Zauberer ihn hat listig äffen wollen. Niemand soll davon erfahren. Als die Gattin, die Thür des Schlafzimmers öffnend, zu ihm hineintritt, findet sie wieder den hilflosen Blinden, der gläubig-gläubig ihre Hand erfährt, während ihr Blick, rückwärts gewendet, dem Vulkan zuschaut. Die mächtige Profosprache und die realistisch breite Ausmalung chinesischer Sitten kontrastierten seltener zu dem allegorischen Märchengelalt. Auch das Spiel brachte nicht Stimmung und Farbe hinein.

Nach dem langgedehnten Einakter wirkte Hervieus „Rätsel“ durch das rasche Tempo und das äußerlich Spannende der Handlung angenehm aufrüttelnd. Aber viel mehr läßt sich zum Lobe des Werkes nicht sagen, die Stimmlosigkeit, mit der der Dichter, um zu dem Schlüsselpunkt zu gelangen, alle Wahrscheinlichkeiten über den Haufen wirft, der Mangel jeder tiefer dringenden Charakteristik, durch die das äußere Geschehen innerlich uns hätte nahe gebracht werden können, hinterlassen einen verstimmenden Eindruck. Ein Liebhaber der sich zur Nachtzeit in ein von zwei befreundeten adligen Ehepaaren bewohntes Jagdschloß eingeschlichen hat, wird von den beiden Gattin erappt. Sie rasen in wilder Nachsucht, aber sie wissen nicht — das ist das Rätsel, von dem der Titel spricht — wer von ihnen der Verwogene? Mit raffiniertem Geschick ist die Scene, der Zweifel, der gleichmäßig den einen wie den andern verfehlen muß, vorbereitet. Die Frauen eilen herbei. Gleich verdächtig — auch der Zuschauer weiß nicht, welches die Schuldige ist, — leugnen beide. Die kalte Verschlagenheit, die wilde Energie der Lüge, mit der die Ehebrecherin, für sich und für das Leben des Geliebten kämpfend, die Anklage zurückweist, mit der sie, als die Männer gegangen, auch vor der Fremdin ihre That abschwört, ja sie der andern zuzuschreiben scheint, hat etwas Fadenloses. Man denkt an Strindberg; freilich nur für ein paar Augenblicke; dann merkt man wieder, daß alles nur Theater ist. Der Liebhaber, auf den die Frau, wenn sie entdeckt, als einzige Stütze angewiesen wäre, erklärt uns nämlich, daß er aus Liebe für sie jetzt gerade den Dsypertod sterben müsse, und läuft mit einem geladenen Gewehr hinaus. Ein Schuß knallt, und vor dem Tode fällt die Maske; mit lautem Aufschrei stürzt die Schuldige, die That bekennd, zusammen. Das äußere Rätsel ist gelöst — doch nicht das innere des Charakters. Die Frau, um die sich alles dreht, bleibt uns von Anfang bis zu Ende fremd. Unvermittelt, ohne anschauliche Einheit, reißt sich in ihrem Wilde Zug um Zug. Auch Frau Sauers treffliches Spiel konnte die Miße und Läden in der Gestalt nicht verdecken. Sehr wirksam brachten Patry und Winterstein, die die beiden Ehemänner darstellten, die blutdürstige brutale Wildheit, die durch den dünnen Bildungsfirniss in der Stunde der Erregung hindurchbricht, zum Ausdruck. Am besten aber war Adolf Klein in der fein gezeichneten Kontrastfigur des alten aufgefärrt-liebenswürdigsten Marquis de Nes, dessen Stimme, gegen die Blindheit eiferjüchtiger Mannevo protestierend, ungehört in dem entfesselten Sturme verhallt. —

Velle-Alliance-Theater (Münchener Ensemble-Gespielt): „Anno 48“. Alt-Münchener Posse in 8 Aufzügen von Benno Rauchenegger und Konrad Dreher. Musik von Dietrich Kaiser. — Die „Münchener“ sind wieder da; das bedeutet urwüchsige Freude. Diesmal kommen sie uns ein bißchen „historisch“, d. h. Rauchenegger-Dreher lassen ihr neues Mäusenkind „Anno 48“ spielen. Denn auch die sibirische Bevölkerung des schönen Jhar-Atken hat ihre „Revolution“ und ihre „Revoluzzer“. Wo damals alles revolvierte, machten auch die Münchner Kratzebl. Lola Montez, die schöne intrigante schottische Primaballerina hatte es dem alternden aber nichts desto weniger liebestollen König Ludwig I. angethan. Sie machte gar wilde Sprünge und gebrauchte dabei nicht selten die Peitsche, die sie ihren Liebhabern, wenn sie opponierten, resolut um die Ohren schlug. Das ganze schamlose Treiben verdroß die Guten schon lange. Man verlangte die Abjehung der Längerin. Diese machte nur noch verrücktere Streiche. Hatte sie doch auch unter einer der größten studentischen Verbindungen ihre Seladons, die sich mit dem Könige in des Weibes freigelegte Liebe teilten. Als der Volkszivilist sich immer bestimmter äußerte, wurde Lola wirklich aus der Stadt gebracht — um im Dunkel der Nacht wieder zurückzukehren. So hatte es Ludwig gewollt. Aber kaum wurde das ruchbar, da brach die Revolte aus. Zuerst zog ein Haufe Volks vor das Haus der Lola und schlug alle Scheiben ein. Es war das erste Haus mit schönen „Spiegelscheiben“, und Ludwig hatte diese Erneuerung teuer bezahlt. Es wurde immer bänglicher. Durch die Straßen der Altstadt zogen Trupps gröhlender Leute, die Spottlieder auf den König und seine Courtisane anstimmten. Auch das Zeughaus wurde „gestürmt“. Man bewaffnete sich mit Parianen und rostigen „Schießbüchsen“. Das Militär stand in Waffenbereitschaft. Bei der Hauptwache am Marienplatz war eine Donnerbüchse aufgeföhren und der Lieutenant hatte Befehl, unter die Revoluzzer zu schießen, sobald diese auf dem Platze erscheinen würden. Sie kamen auch. Aber der vernünftige Offizier, er hat mir's einmal anvertraut und sein Name hat als Dichter-Maler hohen Klang! — kannte seine Münchener doch besser. Er ließ nicht schießen, sondern erlaubte den Kanonieren mit den Revoluzzern drüben im „ewigen Licht“ beim Maßkrug gemeinsame Sache zu machen. Während die Städter überall in den Wirtshäusern ihren grimmigen Durst löschten, wobei allerdings auch so mancher Maßkrug, Küchengebühr und Banzen in Scherben ging, verschwand die Lola. Das Ministerium Abel und Ludwig dankten ab. Die Münchener waren deß froh — und die grausige Bierrevolution fand ihr tragikomisches Begräbniß. Das war am 20. März. So die Lolalgeschichte. Unsr Autororen lassen sie in ihrer Posse aufleben. Es war ja doch nur eine Auflehnung der „Spießer“ gewesen, denen das Welgebühr Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit ein wenig die Köpfe verdreht hatte. Sie machten „Revolution“ auf ihre Art. Und weil die beiden Dichter doch ihre alten und neuen Jhar-Atken sehr genau kennen, so zeigten sie manches, wie es sich „Anno 48“ zugetragen hat. Es ist lustig genug und giebt viel zu lachen. Das ist ja auch der eigentliche Zweck. Denn die Liebesgeschichte von der Münchener Strumpfwirker-Oberlieutenantstochter und dem „überseeischen Ausländer“, dem Berliner-Preußen, welche die zeitlichen Vorgänge umrahmt, bietet ja wenig von dem, was wir nicht schon aus andern oberbairischen Volksstücken kennen. Die bekantnen Späße von dem Arrestanten, der, weil er beim Kartenpiel mehrerer Leute von der Bürgerwehr Kritik übt, an die Luft befördert wird, oder die von der Kagenfamilie im Ezalo und vom Handschuh in der „Kuttelstedschuppe“, der der Strumpfwirker-Lieutenant tapfer zwischen die Zähne nimmt, sollen den Possendichtern verziehen sein. Das Skolorit ist trotz solcher Uebertreibungen echt und der „Hamur“, der urmünchenerische Burzelbäume schlägt, auch. Das historische Lied von der Bürgerwehr wie die übrige Musik zum Ganzen thun ihre Schuldigkeit. Konrad Dreher ist und bleibt doch der größte Komiker Süddeutschlands. Das hat er wieder als Strumpfwirker und Bürgerwehr-Lieutenant Joseph Leiminger bewiesen. Er war einzig. Jenzi Haaje-Winder (Therese, seine Frau), Hans Keuter (Wagner), Franz Moser (Schnebelberger), Franz Hilbert (Anna), Nina Meitinger (Kathi Wagner), George Burghardt (Frig Hangert) und Theodor Kigler (Väder Sporrer) lauter alte bewährte Kräfte, sekundierten ihm vorzüglich. Gelacht wurde „zwerchfellerschütternd“, Weisfall gabs eine schwere Menge. Dreher „zieht“, und des freut sich Franz Joseph Brackl, der Direktor. — e. k.

oe. Luifen-Theater. Nach Nirdorf hin, in jenem Viertel, das seit den Tagen der Gewerbe-Ausstellung besonders als Sitz des werththätigen Berlin gilt, befindet sich das Luifen-Theater. Dort waltet die Kunst unter der Direktion Rosenfeld jetzt in seltener Weisheitsgleit. Heute „Othello“, morgen „Robert und Vertram“, übermorgen „Vor Sonnenaufgang“. So ging es die Kreuz und Quer diesen Herbst hindurch, bis am Sonnabend in der Gestalt eines Berliner Volksstückes eine Novität an die Reihe kam. Das heißt, der „Grüne Karl“ ist eigentlich ein Wiener Kind, doch hat ein Herr Jacques Burg ihn den Dialekt der Ackerstraße reden lassen und damit der Hoffnung Ausdruck gegeben, daß er in der Reichenbergerstraße als mit Spreewasser getaufte Lingenommen werde. Der grüne Karl ist ein Musterknabe. Er arbeitet tagsüber in der kleinen Werkstatt, die er mit einer jungen Witwe erheiratet hat, geht auf Wunsch

seiner Frau regelmäßig abends Uhr zehn zur Ruhe und kümmert sich nicht um die Welt. Höchstens daß er sich zuweilen gern der Kasperne erinnert, wo er ebenfalls ein Musterknabe war. Seine Frau, ein angehender Schenkerbesen, verzieht ihn nicht ganz in seinen Träumen, und sein Lehrjunge, der damit prahlt, daß er „Genosse“ sei, ärgert ihn zuweilen durch dumme und nasehoche Randbemerkungen. Sonst geht aber alles am Schnürchen. In dieses Jdyll plagt Lene Grandner hinein, eine Carmen ins Berlinerische über'setzt, und aus ist es mit der häuslichen Ruhe. Karlchen geht mit Lene „schwofsen“, verleugnet seine Frau im Tanzlokal und verfällt schließlich der Polizeiwache. Ein graufiger moralischer Vater leitet den allzu leicht Verführten wieder in den häuslichen Frieden zurück, den er für den Rest seines Lebens gar mit dem Unrecht auf den Hauschlüssel genießt.

Ob eine solche grob behauene Arbeit dem Südosten Berlins behagt, vermögen wir nicht zu entscheiden. Schlimm wäre es, was dem „Volksstück“ an Wert abging, suchte man auf der Bühne durch ein gutes Spiel zu ersetzen. Herr Wartels als Träger der Titelrolle und Fräulein Marie Joresen als Lene zeichneten sich besonders aus. —

Humoristisches.

— Ein Radfahrer-Marterl. An der Straße zwischen A. und G. in Tirol ist jüngst ein Bild angebracht worden, welches einen Dämon darstellt, der mit seinen Hörnern ein Fahrrad aufgespießt hat, während der dazu gehörige Radfahrer daneben liegt. Darunter folgende Reime:

„Den Franzl, den a jeder kennt,
Hat hier ein Däms vom Radl g'rent,
D Radler, der du fahrst zum Hafehl,
Siz ab bei diesem Martertafel
Und merk': Vergab man immer schiebt,
Dieweil es hier viel Rindvieh giebt.“

— Ein origineller Stoßseufzer. Im „Helvetia-Bazar“ in Morlach wurde nachstehendes originelle Schriftstück gefunden: Mia Clara! Warum bis nig kommo su die rantewu! Abe dich gewartet auf die Banof, gomme heut aben an die Bazar von die helvezia; ick kaufen hier eine fiertelpfund maroni ganz heiss. 1000 gus Peppi. — NB. ferges nüt bortenomo bin ganz auf dem und. — Dieses italienische Deutsch wird doch die Klara erhört haben und mit „bortenomo“ gekommen sein su Peppi! —

Notizen.

- o. Ein fettes Honorar. Rudhard Kipling erhielt von einer amerikanischen Firma für eine Geschichte von etwa 6000 Worten ein Honorar von 10000 Mark. —
- Felix Saltens dreiatziges Schauspiel „Der Gemeine“, dessen Aufführung in Wien von der Censur verboten wurde, wird Ende November im hiesigen Neuen Theater gegeben. —
- J. R. Jerome's Lustspiel „Der Taubenhof“, deutsch von B. Wolters, geht am 20. November erstmalig im Dresdner Schauspielhaus in Scene. —
- Im Münchener Schauspielhaus wurde Alfred Capus Komödie „Die beiden Schulen“ beifällig aufgenommen. —
- Ein neues Werk von Richard Strauß „Der Abend“ gelangt am 4. Dezember durch den Philharmonischen Chor zur Erstaufführung; die Novität ist ein a capella-Chor zu sechzehn Stimmen. —
- Die Oper „Adrienne Lecouvreur“ von Cilea, Text von Cavalotti, hatte bei der Erstaufführung im Mailänder Teatro Lirico einen bedeutenden Erfolg. —
- Eine F. A. v. Staubach's Ausstellung ist bei Schulte eröffnet worden; 36 Werke des Künstlers sind zu sehen. — In demselben Anstalten hat auch der Bildhauer Flaum einige Skulpturen ausgestellt. —
- Von heute an ist das Kunstgewerbe-Museum auch abends von 7 1/2 bis 9 1/2 Uhr geöffnet. Für diesen Abendbesuch ist im Lichtloche des Museums eine „Ausstellung von Arbeiten der Renaissance“ veranstaltet. Die Ausstellung umfasst Möbel, Gobelins, Arbeiten in Edelmetallen, Schmuck, Fayencen, Glas, Sidererien, Buchschmuck aus Deutschland und Italien. —
- Eine Ausstellung von Bucheinbänden (aus der Zeit von 1830 bis zur Gegenwart) veranstaltet vom 1. Februar bis 15. März 1903 das k. k. Oesterreichische Museum für Kunst und Industrie in Wien. Anmeldungen sind bis spätestens 30. November erwünscht. —
- Kompostlöffel-Lotterie. Bei der Ziehung der Düsseldorf'schen Ausstellungs-Lotterie für Westdeutschland wurden neben 3956 andren Gewinnen 17700 Kompostlöffel, zu je 5 Mark Wert, unter die glücklichen Gewinner verteilt. —